

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.
Postcheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262
Postcheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer, Berlin
Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW68, Alte Jakobstraße 148
Fernsprecher A7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgesandt
Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Der große Tag

Doch sag ich euch: sie ist nicht tot!
Ich war, ich bin — ich werde sein.
Und wiederum voraus den Völkern werd ich gehn!
(Freiligrath)

Zum vierzehnten Male kehrt der 9. Novembertag des Jahres 1918 wieder. Wer ihn miterlebt hat, dem wird er immer unvergesslich bleiben. Er bildet den lichtesten Punkt der deutschen Geschichte; das erhebendste Erlebnis der Besten unseres Volkes; die Erfüllung ihrer kühnsten Sehnsucht.

War es Traum oder war es Wirklichkeit? Das prächtige Weib mit dem wildwehenden Lockenhaar und den ernzen Sandalen war tatsächlich da. Behende schritt es von Nord nach Süd, von West nach Ost über die deutsche Flur. Unter ihren Schritten zerstäubten die Monarchien und ihre Zwingburgen. Bei ihrem Anblick fleuchten die schwarzen Raben entsetzt von dannen. Die einen flüchteten nach Holland, die andern versteckten sich hinter blauen Brillen oder verkrochen sich in Löcher.

Und das Volk? Das in der langen blutigen Nacht schon an Gott und den Menschen zu verzweifeln begonnen hatte? Es begrüßte das prächtige Weib wie eine Erlöserin aus höllischer Qual. Nach ihr hatte man sich seit langem mit aller Inbrunst gesehnt. Nun war sie mit einem Male da: Die Männer, die durch die Kriegsknechtschaft bis auf die Seele zermürbt waren, reckten sich wieder auf. Die Frauen und Kinder, denen der Hunger den letzten Blutstropfen aus den Wangen getrieben hatte, zeigten frischen Lebensmut. Die Soldaten schwenkten Flinten und Helme aus Freude, daß nun endlich der mörderische Dienst ein Ende hatte und Friede war.

Einen solchen Tag hatte das deutsche Volk noch nie erlebt. Die deutsche Volksgeschichte wird gebildet von schwarzen Kapiteln mit wenigen lichten Punkten. Von jeher hatte die Volksmasse gefront und geblutet für eine Herrenkaste, ohne je an sich selbst zu denken. Immer war sie getreten und gedrückt worden, ohne selbst einmal einen Tritt oder einen Gegendruck zu wagen. Stets war sie untertan gewesen; daß sie selbst obertan sein müsse, war ihr kaum je in den Sinn gekommen.

Am 9. November fühlte sich die deutsche Volksmasse ihrer Fronvögte und Feldweibel ledig — und ihres Minderwertigkeitsgefühls. Sie hatte ihren ersten wirklichen Freiheitstag. Zum ersten Male konnte sie frei atmen, frei reden, frei denken. Zum ersten Male konnte sie sich recken und strecken, ohne von Polizei, Justiz und Pfaffen gehindert zu werden. Das alles konnte die Masse eigentlich gar nicht so recht fassen. Zu Hauf eilte sie auf die Straße. In allen deutschen Gassen preßten sich die Menschen. Es gab keine Unordnung, kein Blutvergießen, denn das Volk war ja ohne Ordnungswächter, in Freiheit.

In seinem Hochgefühl jedoch vergaß das Volk ganz, seine Freiheit gehörig zu sichern. Es mochte meinen, daß sein Edelmut der Herrenkaste gegenüber diese zu Edelmut dem Volke gegenüber bewege. Wie kann ein Volk sich trügn! Aus des Volkes Gutmütigkeit spießt die Anmaßung seiner Herren. Des Volkes Edelmut wird von seinen Unterdrückern mit Brutalität beantwortet. Des Volkes Schwächlichkeit ist die Stärke seiner Oberschicht.

Diese Binsenwahrheiten hat das Geschlecht, das den 9. November wie eine Erlösung feierte, bald genugsam erfahren müssen. Der 9. November ist nichts gewesen, als ein Lichtstrahl vom sturmgepeitschten Horizont. Nur eine geschichtliche Sekunde, gerade lang genug, um einem Volke, das nie wahre Freiheit gekannt, zu zeigen, was Freiheit ist. Und um diesem Volke gewahr werden zu lassen, daß aus Gutmütigkeit wirkliche Erlösung nicht quillt.

Die Revolution geht denn weiter. Sie begann in den Augusttagen des Jahres 1914. Sie hatte einen Gipfelpunkt am 9. November 1918. Seitdem geht sie in Zickzacklinie ununterbrochen, ungehemmt fort. Ja, wir stehn erst eigentlich am Anfang dieser gewaltig in die Tiefe und in Weltbreite gehenden Umwälzung. Sie wird noch viele Jahre weitergehen. Denn es ist Ungeheuerliches zu vollbringen: Eine neue Welt ist zu bauen.

Dem stemmt sich die Herrenkaste mit aller Kraft entgegen. Sie weiß warum. Sie konnte und kann doch so goldig verdienen an den Produkten, die sie nicht erzeugt, an Kriegswaffen, Giftgasen, Gasmasken, verfaulten Konserven, verwässelter Milch, ekligem Dörrgemüse, Krätzsalbe, Läusemittel, Salvarsan und Leichenwässer. Und sie konnte und kann dieses vielseitige und immer goldige Geschäft von dem Staat und seinen Organen, die andre bezahlen, beschützen lassen. Wenn sie, wie oft, das Geschäft verlüdert und das Geld verpulvert, wird sie dafür mit Subventionen auf Kosten der Steuerzahler belohnt. Und sie konnte und kann diesen himmlischen Zustand mit Phrasen von nationaler Notwendigkeit begründen.

Verständlich darum, daß sich die Nutznießerschaft dieses Zustandes mit Klauen und Zähnen gegen seine Beseitigung wehrt. Sie läßt sichs was kosten. Sie dreht alles mögliche an. Sie will zurück in die Zeit des Gottesgnadentums. Sie will nur noch dem Himmel ver-

antwortlich sein. Es wird alles umsonst sein. Den Strom der Zeit rückwärts zu drehen, werden selbst die Gottesgnädlinge nicht fertig bringen, auch wenn sie Verstand hätten.

Die Nutznießerschaft des heutigen Zustandes wird immer zahlärmer, ihre Widersacher immer zahlreicher. Die Herrenschicht tut alles, daß es bei dieser Entwicklung bleibt. Gewiß sind die massenhaft enteigneten Handwerker und Kaufleute nicht gleich vollwertige Proletarier. Das wird sich ändern. Die Not lehrt nicht nur beten, auch proletarisch denken. Unsre Oberschicht tut alles, daß sich die Entwicklung vom Proleten zum Proletarier verschnellert. So ist sie selbst dabei, die Revolution weiterzutreiben.

Die Revolution geht also weiter. Ihre Linie steigt wieder bergan. Man vermeint schon, den nächsten Gipfelpunkt zu sehen. Dieser Gipfelpunkt wird viel breiter sein, als der des 9. November. Dafür wird das durch teure Erfahrung gewitzigte Proletariatsgeschlecht sorgen. Von seiner Tatkraft wird es abhängen, ob die revolutionäre Linie dann abermals nach unten geht. Und wenn auch: schließlich wird es kein Nieder mehr, nur noch ein Aufwärts geben. Ein neuer 9. November steht bevor. Er wird länger dauern. F. K.

Der „Silberstreifen“ wieder verdunstet

Als unsre Regierung ihr Wirtschaftsprogramm gear, fehlte es nicht an kräftigen Hinweisen auf den Silberstreifen am amerikanischen Himmel: Dort vollziehe sich ein heilverheißender Hochgang der Effektenkurse und der Rohstoffpreise, und diese vielversprechende Wandlung habe schon Europa ergriffen. Insonderheit erklärte der Herr Reichskanzler in Münster: „Die Preise wichtiger Rohstoffe, die bisher immer tiefer sanken, haben seit kurzem kräftig angezogen, die Weltbörsen, die so lange lethargisch waren, zeigen plötzlich wieder Aktivität und Bewegung.“

Wir haben damals hier gleich und mehrmals den Hochgang der Effekten- und Rohstoffpreise auf seinen wahren Wert zurückgeführt, und auch dargelegt, wie der kürzliche erfreuliche Niedergang der deutschen Arbeitslosenzahl erklärt werden kann. Inzwischen sind Preise und Arbeitslosenzahl wieder rückgängig geworden. Die Wertpapierbörse ist wieder bleiern, die Preise sinken; Weizen, Schmalz, Baumwolle, Jute, Kupfer usw. sind wieder mehr oder weniger gefallen.

	Höchster Kurs 1932	23. 9.	21. 10.
Weizen, Chicago	60.87	51	48 ³ / ₄
Schmalz, Newyork	5.35	4.97 ¹ / ₂	4.25
Baumwolle, Newyork	9.20	7.35	6.30
Jute, London	20.2.6	18 ³ / ₈	16 ¹ / ₂
Kupfer, London	71.50	35 ³ / ₃₂	31 ¹ / ₄

Der Fall dürfte, wenn nicht alles täuscht, noch tiefer als je gehen, wenn erst die amerikanische Präsidentenwahl vorbei ist. Gleichzeitig nimmt die Arbeitslosigkeit, das sicherste Barometer des Wirtschaftsstandes, allerwärts noch mehr zu, obwohl wir noch keinen Winter haben.

In den Statistischen Übersichten der Dresdner Bank vom 4. November wird der Bericht über den Warenmarkt folgendermaßen eingeleitet:

„Die rückläufige Preisentwicklung, die nach der Juli-August-Hausse auf den meisten internationalen Rohstoffmärkten wieder zum Durchbruch gekommen ist, hat sich in dem abgelaufenen Berichtsabschnitt im allgemeinen weiter fortgesetzt. Infolge der starken Zurückhaltung der Verbraucher, die im Hinblick auf die ungeklärten weltpolitischen Fragen und die unmittelbar bevorstehenden Neuwahlen in Amerika und Deutschland ihre Käufe auf den notwendigsten Bedarf einschränkten, bröckelten die Notierungen für eine Reihe von Rohstoffen weiter ab. Auf dem Weltmarkt für Getreide erreichten die Weizenpreise sogar einen neuen Rekordtiefstand. Bemerkenswerterweise konnten sich jedoch auf den Märkten, die schon in den Vorwochen eine widerstandsfähige Haltung gegenüber der Gesamttendenz gezeigt haben, die zuversichtlichere Stimmung auch weiterhin behaupten.“



Heimkehr in der Wahnacht

Ergebnis und Lehre der Reichstagswahl

So, nun hätten wir auch den fünften Wahlgang dieses Jahres hinter uns. Sein Ertrag stimmt auffallend mit den Voraussagungen überein, abgesehen von der Wahlbeteiligung. Ganz allgemein war eine starke Wahlmüdigkeit angenommen worden, was ja bei dieser Häufung von Wahlen und ihrem praktischen Wert wenig erstaunlich gewesen wäre. Allein, auch diesmal sind die Bürger fast ebenso zahlreich wie je zuvor zur Urne gegangen. Von den 44 Millionen Stimmberechtigten haben etwa 79 vH abgestimmt. Woraus zu schließen ist, daß unser Volk politisch denn doch etwas lebendiger ist, als gemeinhin angenommen wird.

Der am 31. Juli erkorene Reichstag war aufgelöst worden, weil die „hauchdünne Oberschicht“, die uns als Regierung heimsucht, nicht auf einen Vertrauensausdruck der Volksvertretung hoffen konnte. Weiter mochte sie befürchten, daß sich, wenn der Reichstag eine Zeitlang beisammengelassen worden wäre, eine Koalition zwischen dem Zentrum und den Nazis herausgebildet hätte, wodurch die parlamentarische Mannschaft der Oberschicht, die Deutschnationalen, ausgeschaltet worden wäre, weil Zentrum und die Nazis allein stark genug zur Mehrheit waren. Diese Möglichkeit zu unterbinden, war wohl der wichtigste Zweck der Auflösung.

Die Neuwahl war demnach vornehmlich ein Handgemeine kapitalistischer Gruppen um ein Mehr oder Weniger an Vorrechten. Ferner war diese Wahl ein Vorstoß aller kapitalistischen Gruppen gegen die „marxistische Front“. In dem Entschluß, diese zu besiegen, waren und sind sich sicherlich alle großen Parteien einig. Denn von der Schwächung und Besiegung der „marxistischen Front“ hängt ja zum guten Teile ab, wie lange sich die kapitalistische Herrlichkeit noch halten kann, die Herrlichkeit, die die Lebensmöglichkeit aller bürgerlichen Parteien bildet.

Der erste Zweck der Wahl, eine Koalition unter Ausschaltung der parlamentarischen Mannschaft der regierenden Junkerschaft zu verhindern, ist erreicht. Die Nazis haben zwei Millionen Stimmen und 35 Mandate verloren, so daß sie jetzt nur noch 11,7 Millionen Stimmen und 195 Mandate haben. Das Zentrum mit der gesinnungsgleichen Bayerischen Volkspartei ist von 5,7 Millionen Stimmen und 97 Mandaten auf 5,2 Millionen Stimmen und 88 Mandate gesackt. Da Nazis und Zentrum zusammen nur noch über 283 Mandate verfügen, fehlen an der Mehrheit zehn Stimmen, so daß die Deutschnationalen, die künftig 13 Mandate mehr, also 51 haben, für die Mehrheitsbildung unerlässlich sind. Ja, die Deutschnationalen, die Truppe der Regierung, werden im neuen Reichstag eine Schlüsselstellung einnehmen.

Über diesem Rechenexempel sei indessen nicht das wesentlichste Ergebnis dieser Wahl außer acht gelassen, nämlich die ungeheure Pleite der Nazis. Darüber können auch nicht die dröhnenden Sprüche hinweghelfen, die das Braune Haus auf seine Kommißbrötlinge losläßt. Kurz vor dem 6. November erklärte der „Reichspresseschef“ des Obermaulsaß: „Die NSDAP wird am 6. November ihren größten und eindrucksvollsten Sieg erringen, den die Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung zu verzeichnen hat.“ Dieser größte Sieg stellt sich als die größte Niederlage der NSDAP heraus. Nicht weniger als zwei Millionen Wähler sind den Hakenkreuzlern seit dem 31. Juli davongelaufen. Der Fortlauf war dort am stärksten, wo die Nazis begonnen hatten, das Dritte Reich zu montieren, wie in Braunsweig, Oldenburg, Thüringen usw. Was annehmen heißt, daß überall, wo die Bürger das Pech haben, mit den „aufbauwilligen Kräften“ in amtliche Berührung zu kommen, sie schleunigst abbauen.

Die Niederlage der Nazis wird in den Kreisen am lautesten gefeiert, die daraus für sich selbst und ihr parlamentarisches Geschäft den größten Nutzen erwarten. Es will einem indessen bedünken, daß diese Kreise einen für sie nicht unwesentlichen Umstand vergessen, nämlich daß auch fortan die Nazis und Kommunisten zusammen eine Mehrheit im Reichstag bilden können; daß es also von diesen beiden aufs Parlament pfeifenden und die Diktatur erstrebenden Gruppen abhängt, was im Parlament geschieht. Freilich war das auch bisher schon der Fall. Aber in dem Verhältnis der beiden Gruppen, die sich, im Grundsätzlichen wenigstens, wie Feuer und Wasser scheiden, bahnt sich allgemach ein beachtenswerter Wandel an, der durch die

Aus dem Inhalt

	Seite
Der große Tag — Ergebnis und Lehre der Reichstagswahl	277
Agrarpolitik gegen Arbeiter und Bauern — 34 Reichspfeffing den Tag — Husarenritt in der Krise	278
Stahlbad Anno 17 — Eltern unter sich	279
Die Aufgabe der Gewerkschaften — Total verbohrt — Das Problem ist so einfach — Jubilarfeier	280
Der Erdrutsch in Amerika — Nationaler Sozialismus ist da Vom russischen Paradies	281

Niederlage der Nazis schwerlich gehemmt werden wird. Nazis und Kommunisten wirkten in den letzten Wochen immer öfter zusammen...

Am wichtigsten ist zu wissen, inwieweit es gegückt ist, die „marxistische Front“ zu erschüttern. Sie ist, um es gleich anzuführen, noch ebenso stark wie vorher...

Der Stimmenrückgang der SPD ist für uns besonders bedauerlich, und es hieße die Politik des Vogels Strauß treiben, wollten wir ihn leicht nehmen...

Wenn wir jedoch alle Lasten und Mißlichkeiten, die zu Recht oder Unrecht auf dem Konto der SPD liegen, in Rechnung stellen, so können wir nicht umhin...

sönlichen und Politischen viel zu bessern, wenn die Sozialdemokratie wieder so stark wie einst die Massen anziehen und fesseln soll...

Es hat gleich nach der Wahl ein recht unterhaltames Gänseblümchenspiel eingesetzt über die künftige Regierungsbildung. Hierbei kommen auch die politischen Wetterpropheten und parlamentarischen Wolkenschieber auf ihre Rechnung...

Den Arbeitslosen ist in jedem Wahlkampf billiges Mitleid in Fülle zuteil geworden, sonst aber hat man sich um sie nur dann gekümmert, wenn es galt, ihre kargen Brot-scheiben noch dünner zu machen...

Diese Aderlässe werden so lange verübt werden, bis das Proletariat sich nachdrücklichst dagegen auflehnt. Das war bisher leider nicht in gebührendem Maße möglich...

34 Reichspfennig den Tag

Als bei uns die Zahl der Arbeitslosen die Millionengrenze überschritt, ergriff die Öffentlichkeit bange Sorge. Auch in bürgerlichen Kreisen beschäftigte man sich teilnahmsvoll mit dem Schicksal der Erwerbslosen...

Bekanntlich setzten mit der Zunahme der Arbeitslosen die „Reformen“ der Unterstützung ein. Gleichzeitig wurden die Löhne gesenkt. Was der klerikale Christ Brüning mit seinem Artverwandten Stegerwald begannen...

Wohin die ständige Lohnsenkung führt, zeigt die Statistik der verkauften Beitragsmarken der Invalidenversicherung. 60 vH der Lohnarbeiter verdienen nur bis 24 M die Woche...

Was dem Arbeitslosen jetzt noch verbleibt, sei mit ein paar Zahlen darzulegen. Ein verheirateter Mann der Alu mit zwei Kindern ist von 18,90 M auf 12,76 M herabgesetzt worden...

Kann bei derartigen Unterstützungen von einem Leben nach menschlichen Begriffen noch geredet werden? Das wenige Geld reicht kaum für ganz karge und minderwertige Lebensmittel...

„Husarenritt in der Krise“

Im Einzelhandel hat man eigenartige Auffassungen von der Beseitigung des geschäftlichen Dalles. So bringt unter obigem Titel die Personal-Zeitung, die Beilage des Schuhmarkt, am 18. September eine Betrachtung der letzten Notverordnung...

„Ganz unwillkürlich werden Sie zuversichtlicher handeln, fröhlicher bedienend und besser verkaufen, wenn Sie innerlich wirklich davon überzeugt sind, daß nicht eine nebelgraue Zukunft vor Ihnen liegt...“

Wenn dem Verkaufspersonal, wenn es fröhlicher schafft, Hoffnungen und Aufstiegsmöglichkeiten entstehen, so spricht dabei auch etwas für die Chefs heraus: „Es liegt ja nicht nur im Interesse der Unternehmer, also Ihrer Chefs, daß wieder normale Verdienste erzielt werden...“

Ich glaube, Ihnen deutlich gezeigt zu haben, wie sehr die Verkauferschaft am Wiederaufbau der Verkaufspreise interessiert ist... Wenn Sie reine Luxusartikel verkaufen würden...

Wie Figura zeigt: Weil Schuhe Gegenstände des täglichen Bedarfs sind, kann man mit der Preisschraube wieder anfangen. Zum Schluß noch die Mahnung:

„Es wird möglich sein, ebensoviel Schuhe zu bessern Preisen zu verkaufen, wenn Sie den Mut haben, Ihren Kunden vom Kauf ‚minderwertiger Ware‘ abzurufen und sie dazu erziehen, wieder hochwertiges Schuhwerk anzuschaffen...“

Leider verrät der wirtschaftsrettende Coué-Jünger nicht, wo das Publikum das Geld für die „hochwertige Ware“ hernehmen soll. Er und seine Kreise haben immer noch nicht kapiert, welches die Grundursache der Misere ist...

Das deutsche Volkseinkommen

Nach den Ermittlungen des Statistischen Reichsamts betrug das deutsche Volkseinkommen im Jahre 1931 insgesamt 37 Milliarden M. Es lag um etwa 13 Milliarden unter dem von 1930 und um rund 19 Milliarden unter dem von 1929...

Aufschießend ist die Entwicklung des Aufbaues des deutschen Volkseinkommens. Für Lohn und Gehalt wurden im Jahre 1928 und 1929 etwa 43 Milliarden aufgewandt. Im Jahre 1930 dagegen 39,6 und 1931 33 Milliarden...

Agrarpolitik gegen Arbeiter und Bauern

Die Großgrundbesitzer in Deutschland haben es immer meisterlich verstanden, in einer Front mit den Bauern Maßnahmen zur Behebung der sprichwörtlichen „Not der Landwirtschaft“ zu erzwingen...

In einer Veröffentlichung des Deutschen Landwirtschaftsrates hat Dr. H. L. Fensch auf Grund von landwirtschaftlichen Buchabschlüssen aus den Jahren 1924 bis 1929 festgestellt, daß bei den Agrarprodukten sich der prozentuale Anteil an der Marktversorgung und an der landwirtschaftlichen Fläche folgendermaßen verteilt:

Table with 6 columns: Betriebsgröße, and 5 rows of market supply and area percentages.

Gegenübergestellt ist der Anteil einer Größenklasse an der landwirtschaftlichen Fläche Deutschlands und ihr wertmäßiger Anteil an der Marktversorgung. Die Zahlen zeigen, daß die größeren Betriebe im Gegensatz zu den häuerlichen Betrieben weit mehr Ackererzeugnisse auf den Markt bringen...

Table with 6 columns: Betriebsgröße, and 5 rows of market supply and area percentages for different products.

Wir sehen, daß der Anteil der kleineren Betriebe an der Befahrung des Marktes mit Viehprodukten weit höher ist als ihr Anteil an der landwirtschaftlichen Fläche. Wie Dr. von Bissing in seiner Schrift über Unerwünschte Folgen der deutschen Getreidepolitik berichtet...

Es ist klar, daß diese Betriebe durch die hohen Getreide- und Futtermittelpreise schwer belastet werden. Die Indexziffer der Agrarpreise (1913=100) betrug

Table with 5 columns: Pflanzliche Nahrungsmittel, Vieh, Vieh-erzeugnisse, Futtermittel, Agrarprodukte, and 2 rows of index numbers.

Der Stand für die Viehwirtschaft ist katastrophal. Die Preise für Futtermittel (pflanzliche Nahrungsmittel) sind höher als 1930, die Preise für Vieh dagegen sind fast auf die Hälfte gesunken.

Hält man dazu, daß auf den Gütern mit über 100 Hektar nur 7 vH der in der Landwirtschaft Beschäftigten tätig sind, in Betrieben mit 20 bis 100 Hektar 11 vH...

Das Geschrei der Großagrarien hat es zuwege gebracht, diese Tatsachen zu verschleiern und in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, daß Landwirtschaft gleichbedeutend mit Getreidewirtschaft sei...

Table with 5 columns: 1928/29, 1929/30, 1930/31, 1931/32, and 5 rows of agricultural product prices.

Es wird jeden überraschen, der nicht einen genaueren Einblick in agrarpolitische Verhältnisse hat, daß im Durchschnitt der vergangenen letzten vier Erntejahre der Verkaufserlös des Getreides nur 18 vH des Gesamterlöses ausmacht.

Statt mit den Großagrariern gemeinsame Sache zu machen, müßten die Bauern mit den Arbeitern in einer Front stehen, wenn sie ihre eigene Sache richtig vertreten wollen. Die Großagrarien sind mit ihrer überwertigen Getreide- und Kartoffelwirtschaft an der Hochhaltung der Preise für diese Produkte interessiert...

Stahlbad Anno 17

Kriegsroman von Peter Riss

Copyright 1930 by Fackelreiter-Verlag GmbH, Hamburg-Bergedorf

Wir stehen dicht an dicht, die letzten Lücken werden ausgefüllt, eine neue Linie des Sturmabteilens stellt sich hinter uns auf... Diese Leute sind die Stürmer gewöhnt, sie sind für den Zweck da; nach dem Angriff gehen sie wieder auf längere Zeit in Ruhe, im Stellungskampf werden sie nicht verwendet. Ihre Gesichter sind vollkommen ausdruckslos, sie sind nicht gespannt, sie sind nicht gleichgültig, — es sind völlig fremde Menschenantlitze, alle gleich wie Briefmarken, abgestempelt vom Kriege...

Wieder geht ein Flüstern die stumme, schlammgraue Mauer unserer Leiber entlang: „Achtung... sieben Uhr zweiundzwanzig... Handgranaten und Drahtscheren in Ordnung bringen und bereit halten... lautlos vorgehen... durchsagen.“

Noch vier Minuten... da denke ich plötzlich und schreckhaft an Kilb. Ich trete einen halben Schritt zurück, blicke hastig... noch drei Minuten... nach links und rechts, nach rechts und links... noch zweieinhalb Minuten... „Blöder Kerl, bischt wohl verrückt worde, hä... was zappelst denn du...“ ein fremder Dialekt, es muß ein Württemberger oder Schwabe hinter mir sein, „halt die Gusch nach vorn, Büble...“, die Stimme wird schon freundlicher, ich sehe mich nicht um, ich muß wissen, wo Karl ist... Himmel... wir müssen uns noch verabschieden... wer weiß denn, was kommen wird...

„Achtung...“ flüstern sie wieder durch, „leise beginnen, auf die Böschung...“ da sehe ich wieder nach der Uhr: sieben Uhr fünf und zwanzig... oh, wie entsetztlich... wo ist Kilb, ich will an seiner Seite sein bei dem Sturm... Sekunden noch... Hinter mir drängt schon jemand vor, schiebt sich, klemmt sich zwischen mich und meinen Nebenmann... faßt die Leiter... klimmt langsam hoch... ich sehe ein bärtiges, hartes Profil: es ist der Alte aus meinem Unterstand... er blickt sich kurz nach mir um, nickt mir zu, lächelt sogar etwas, ein gewaltsam erzwungenes Lächeln, als wäre ich ein Sohn, dem er Mut zulächeln muß... ich vergesse kurz wieder Kilb... da schieben sie sich vor mir an der Böschung hoch... der Sturm beginnt...

Plötzlich aber fühle ich beklemmend diese unwahrscheinliche, unheimliche Stille, sehe im Geiste Hunderte von Augen nach uns spähen... sie zielen auf uns, auf jeden einzelnen, sie warten noch, sie wollen uns ganz scharf auf Korn nehmen...

Kein Schuß, ungehindert huschen die gespenstischen Schlammgestalten vor. Ich sehe rechts und links die dünn verteilten Linien. Meine Hände sind eiskalt, aber meine Augen brennen, mein Leib krampft sich wie ein Blasebalg, die Füße sind wie aus Blei, ich ziehe sie wie fremde Teile hinter mir her, krieche, stolpere, gehe dann wieder aufrecht: Meter für Meter schieben wir uns vor...

Ist über Nacht Frieden geworden? Sind die Menschen Menschen geworden? Wollen sie nicht mehr morden? Aber warum werfen wir denn nicht die Waffen fort? Warum drehen wir uns nicht um, warum kommen sie uns nicht von dort vorn entgegen, die Arme zum Gruß erhoben, mit lächelnden Gesichtern... Menschen?...

Ich blicke nicht mehr zur Seite, wie abgebrochen hängt der Kopf nach hinten: das sehe ich im Vortaumeln zuweilen Leichen, aber ich kann mir nichts mehr dabei denken, es sind verwandte Wesen, mir gleichend, — es ist nur ein rätselhafter, launischer Zufall einer unbekanntenen Macht, daß ich nicht auch so dort liege... wie jener riesengroße Körper, aufgebläht von dem Gasen der Verwesung, oder wie jener faulende Kadaver eines Schwarzen, oder wie jene kleine, zierliche Gestalt, zusammengerollt neben dem Riesenleib des Schwarzen: ein knabenhafter Franzose, im hochgereckten, erstarrten Arm das Gewehr in den Himmel haltend...

Ein unheimlicher Sturm: ein Taumeln und Schleichen ohne Sinn, über Trichter und Leichen und unendlichen Gestank hinweg... Drei Leichen liegen übereinander vor mir, Franzosen in blaugrauen Mänteln, schon schwarz und unkenntlich im Gesicht, — es können auch Neger sein... ich sehe keine Wunden, sie schlafen tief, niemand wird wieder ihre armen, blutleeren Herzen mit einem Sturmbehl erschrecken.

Dreißig Schritt vor mir ist das Drahtverhau der Franzosen, stark und breit verschlungen, spiralenförmige Eisenstäbe dazwischen, an einigen Stellen aufgerissen vom Granatfeuer vergangener Stunden, aber trotzdem schrecklich in seiner unverletzten, drohenden Starre, eiserne Spinnweben, auf blutwarmer Opfer lauernd, auf uns wartend, auf uns...

Da blicke ich mich um, ich bin der Vorderste mit Kalbfleisch zusammen... hinter mir sehe ich deutlich die zerfallenen, grauenhaft angespannten Gesichter fremder und bekannter Soldaten, starr lauschend auf den ersten Schuß von drüben. Als die ersten vorkriechend den äußersten Rand des Drahtverhaus erreicht haben, die Scheren vorstreckend im zögernden Erwarten... Da blitzen die Mündungsfeuer der Maschinengewehre kreischend auf, hohnlachend wie tausend Teufel, die uns bis hierher irreführt haben, um uns ganz sicher abzuschlachten... berstend zerreißt der Vorhang, aufklafft die Schlacht... Dicht über unseren Helmen zwitschern die Geschosse, stehend dringt das Knattern der Maschinengewehre uns in die Hirne...

Rote Leuchtraketen fahren aus dem französischen Graben zischend empor: Signale für die Artillerie... Sekunden später schon fauchen die ersten Granaten heran, brüllen zwischen uns auf, überschütten uns mit Splittern und Erde.

Sperrfeuer... die Erde kocht... die Luft zittert, der Druck der Explosionen legt unsere Lumpen lahm...

Ich wühle mich in ein armseliges Loch hinein, kratze mit den bloßen Händen die Erde heraus, schneller, schneller, ich fühle keine Ermüdung mehr, meine Sinne sind nur auf die Erhaltung meines Lebens gerichtet... Ich fühle einen heftigen Schlag gegen mein Sturmgewehr, denke einen Augenblick, daß ich verwundet bin, aber als ich keinen Schmerz fühle, habe ich es schon wieder vergessen...

Vor mir schreit jemand kurz auf, ein gurgelnder Todesruf. Kalbfleisch, denke ich, aber ich kann nicht hochblicken, ich muß scharren, kratzen wie ein tollwütiger Hund.

Neben mir klatscht eine Gestalt hin, ein klein wenig wende ich den Kopf: es ist der Leutnant Hagar; er wälzt sich schwer zu mir herüber, schlägt mit den Gliedern um sich und liegt dann starr ausgestreckt.

Aus seinem Munde schießt es noch einmal dick und dunkelrot hervor... — der Sturm ist für ihn zu Ende...

In Bruchteilen von Sekunden höre ich zwischen dem Brüllen und Bersten die Schmerzensschreie der Getroffenen, ohne einen sehen zu können. Dicht neben mir, vor mir und hinter mir spritzen die Maschinengewehrgeschosse und Splitter in den Boden. Einen Augenblick hält das Feuer ein, das Feld ist ein einziges Gebrüll von Sterbenden.

Aufgelöst rennen wir zurück; nicht einer hat das gegnerische Drahtverhau durchstoßen. Der Angriff ohne Artillerievorbereitung war ein Wahnsinn...

Kurz vor unserem Graben schlägt eine Granatwelle erneut in die gelichteten Reihen, wüdet das Maschinengewehrfeuer weiter zwischen unserer Wehrlosigkeit. Ich bin fast bewußtlos, finde

die Sturmflücke nicht, reiße mir den Mantel im Stacheldraht auf, bleibe hängen, fasse in die schwammigen Kadaver der Leichen, die hier seit Tagen und Nächten faulen, reiße mich los, krieche weiter, atemlos... Nur noch einige Meter... dieses Mal nur noch laß mich leben... nur noch einige Meter... Neben mir schreit einer auf, springt hoch auf, von einem ungeheuren Luftdruck emporgeschleudert, flattert nieder mit gespreizten Armen und Beinen, fällt schwer und langgestreckt auf das Drahtverhau wie ein abgeschossener Riesenvogel... Ich schreie, der erste Schrei seit langem, der Anblick war so furchtbar: es ist Bumann, das Gesicht mir zugewandt, schrecklich verzerrt, schreiend und brüllend... Ich will zu ihm... da kracht es infernalisches hinter mir... ich werde vorgeschleudert... zerreißend sausen die Splitter in das Verhau... nicht der kleinste war für mich bestimm... ich sehe Bumann nicht mehr... dichter Qualm umgibt mich... ich höre nur seine gellenden Hilfeschreie: „Auuuu! Aaaaaauuuu!!! Hiiiiiiiffee... Kameraaaaaaden... hier... hiiieer... aaaaauuuuuuuuuu!!!“

Als der Qualm sich verzogen hat, sehe ich eine Lücke vor mir... ich schnelle hoch und stürze kopfüber in den Graben. Drei Stunden liegt das Feuer noch auf unserer Stellung.

Furchtbar haben wir den nutzlosen Sturm bezahlen müssen:

im Vorfeld liegen dreiundzwanzig Opfer des schaurigen Totentanzes. Die Verwundeten, die sich noch rühren können, werden von drüben einzeln mit Gewehren abgeschossen. Bald ist alles still zwischen den Linien...

Es schneit. Wir haben nicht einen Verwundeten mitnehmen können. In Blut und Schnee liegt auch der erstarrte Körper des Leutnants Hagar... Ich muß immerfort an seine angstvollen, todesahnenden Augen denken, an die Augen, die mich vor dem Hinaustreten in den Todesabschnitt ansahen...

Am Abend werden wir abgelöst. Eine halbe Stunde vor dem Abrücken gehe ich mit Kilb in die Finsternis hinaus. Bumann liegt dicht vor meinem Postenstand, der jetzt völlig zerschossen ist... Bumann?...

Wir finden nur noch den Rumpf mit dem linken Arm, an dem auch noch die Hand fehlt... Der letzte Beschuß hat

den armen Kameraden so zerfetzt. Als ich ihn auf das Drahtverhau fliegen sah, hatte er vielleicht nur eine Wunde, wenn sie auch tödlich war.

Schrecklich hat sich sein Traum im Döberitzer Lager erfüllt. Nie werde ich sein letztes, furchtbares Hilfegebrüll vergessen.

Wir legen den schaurigen Rest des Toten in eine Zeltbahn und tragen ihn mit nach hinten. Im Beaulieuweg graben wir ihn ein. Morgen wollen wir ihm ein Kreuz setzen. Unsichtbar wird darauf eine Inschrift stehen:

„Mutter... dies ist dein Sohn...“
„Das ist die Garde, die unser Kaiser liebt...“

Wir wanken durch die kalte, nasse Nacht nach hinten in die Ruhstellung, mehr kriechend als marschierend, verwüstet von der Ruhr, stinkend wie räudige Hunde, in unseren Lumpen den Leichengeruch der einundzwanzig Tage, die wir vorne waren, in unserem Pulsschlag das Sperrfeuer, die Schreie der Sterbenden...

In unseren Stiefeln ist der Schlamm festgefroren, wir schleppen die Beine wie Eisenklötze hinter uns her. Vielen ist das Leder der Stiefel aufgerissen vom letzten Angriff, sie haben Draht und Riemen darum geschnürt, die sich unterwegs lösen, so daß sie halb barfuß weitertaumeln... In Fetzen hängen uns die Mäntel, Hosen und Röcke um die knackenden Gelenke und Knochen... Leichtverwundete sind unter uns: Petsch ist das rechte Ohr abgeschossen, er hat einen dicken Verband um den Kopf und läßt den Stahlhelm an seinem Koppel baumeln... Unaufföhrlich stöhnt er vor mir in der aufgelösten Marschkolonne, hält beide Hände um den schmerzenden Schädel gespannt... Jan Dieckmann stützt ihn mit Händen, um die dicke Verbandpäckchen gewickelt sind; er hat sich im Drahtverhau das Fleisch von den Knochen der Finger gerissen. Weiß leuchtet es vor mir auf im trüben Mondlicht... es sind die Verbände derjenigen, die sich mit ihren Verwundungen noch mitschleppen können. Sie hoffen, auf diese Art vielleicht nach Hause zu kommen. Auf seinen Fall wollten sie bei den Schwerverwundeten bleiben, die von früheren Kämpfen seit Wochen in einem Sanitätsunterstand nahe der Anmarschstraße liegen, ohne daß man sie fortbringen kann, die dort nacheinander sterben und in ein Massengrab hinter dem Unterstand geworfen werden. Es heißt, daß nicht einer von dort weiterkommt... Da sind die Verwundeten, die sich nach dem letzten Sturm nicht mehr in unseren Graben retten konnten und abgeknallt wurden wie angeschossene Hasen, besser dran gewesen... sie brauchten sich nicht mehr so lange zu quälen... Petsch ist der einzige schwerer Verwundete, der dem Massenmord entkam, — auch er wäre liegen geblieben und abgeschossen worden, wenn Jan Dieckmann ihn nicht mitgeschleift hätte. (Wird fortgesetzt.)

Eltern unter sich

Kinder sind scharfe Beobachter. Wir können ihnen zwar „den Mund verbieten“, ihnen sogar „eins drauf geben“, wir können sie aber ganz und gar nicht hindern, zu sehen. Und je enger die häuslichen Verhältnisse sind, in denen die Kinder heranwachsen, um so mehr kriegen sie von dem zu sehen, was für Kinderherzen Gift sein muß.

Es ist ein Kunststück, Tag für Tag einander freundlich zu begegnen, wenn Not und Sorge mit am Tische sitzen. In welcher Arbeiterfamilie wären diese Gäste jetzt nicht heimisch? Wer noch Arbeit hat, muß doppelt schufteln, und der Lohn ist karg, die Abgaben unverhältnismäßig groß. Dann wissen Millionen schon seit Jahren nichts mehr davon, überhaupt einen Pfennig selbstverdienten Geldes in der Hand gehabt zu haben. Sie leben von Unterstützung, um die in wohlgesetzten Worten „eingekommen“ sein muß; und die „Bedürftigkeit“ soll auch erst nachgewiesen sein! Das alles macht keine rosige Laune; das trägt nicht bei zu traurem Familienglück, zu ehelichem Frieden. Die Familien steuern ankerlos durchs Leben; sie leben ohne Sicherheit, ohne wirtschaftliches Ziel, mit brachliegenden Kräften, immer hart am Rande der Verzweiflung.

Dazwischen leben die Kinder. Sie erleben die Auswirkungen unbefriedigter Gemüter. Wären sie nicht „ans Brot gewöhnt“, so manches Kind ginge lieber woanders hin als in die häusliche Trostlosigkeit. Mutter fraßt den Vater an — um eine blasse Nichtigkeit. Dieser wieder fährt herum: Soll ich mir das bieten lassen? Was war doch die Ursache? Nicht zu sagen. „Wenn ich schon dein Gesicht sehe“, sagt er. Sie: „Und wenn du zur Tür hereintrittst, schon gibt es Krach.“ Warum? Sie wissen es selber nicht. Es liegt in der Luft. Sie brauchen beide einen Auspuff. Sie haben beide einen ganzen Köcher voller vergifteter Pfeile bei sich, und sie zielen einer nach dem anderen. Oder sie muffeln sich eins; sie „tückschen“. Sie schweigen sich verbissen an. Gelegentlich lassen sie auch ganz schweres Geschütz los: „Wenn ich dich man früher so genau gekannt hätte... na wenn die Kinder nicht wären!“ So, so! — denken die Kinder. Also wir sind ihnen im Wegel Wenn wir nicht wären, dann liefen sie beide auseinander! Das sind also die Eltern, von denen es in der Schule heißt, wir sollten sie lieben! Lieben sie uns denn? Soll das Liebe sein? Und Schulzens Karl erzählt, daß es bei seinen Eltern ganz ähnlich sei.

Was nun? Die Kinder dürfen ja nicht wagen, auch nur ein kleines vermittelndes Wörtchen zu sagen.

So zerbröckeln die Eltern selbst ihre Autorität vor den Kindern. übrig bleibt nichts als die nackte Furcht vor ihrer schlagenden Hand, vor ihrer Macht, ihnen das Brot zu entziehen und das allerletzte bißchen Ruhe. Denn da, wo Eltern die innere Verbindung anscheinend verloren haben, leben die Kinder wie hinter Gittern. Sie sind in seelischer Gefangenschaft, die sie noch schmerzlicher betrifft als die Eltern: sie sind ja die Jungen, die ein Recht auf einen Schritt weiter haben.

Schlimm wird die Sache besonders dann, wenn die eine Hälfte der Eltern die Kinder gegen die andere aufzubringen versucht. Mütter lassen sich nur zu leicht dazu verleiten, von den Kindern Stellungnahme gegen den Vater zu verlangen. Sie beklagen sich über ihn, schildern seine vermeintlichen Untugenden, stellen sich als die ganz allein Leidenden hin und erreichen es mitunter, daß der Vater den Kindern noch weniger als ein Fremder wird. Diese Kinder sitzen in einer seelischen Zange, die ihre Charakterentwicklung grauhaft hemmt. Diese Kinder sind schwerer gefährdet als jene armen Halbwaisen, die ihren Vater tatsächlich verloren haben. Sie sind in eine unglückselige Zwischenstellung hineingedrängt. Durch ihre kindlich-natürliche Lebensuneife sind sie zu einer folgerichtigen Beurteilung der Verhält-

nisse nicht imstande. Sie werden zu blinder Parteinahme erzogen, und das gibt ihnen eine künstliche Frühreife. Sie werden altklug. Aber ihr Erfahrungsschatz ist von bedenklicher Halbheit. Sie sind in dieser Familienzerissenheit gefährdeter als zwischen verwahrlosten Kameraden. Sie werden um das Schönste in ihrer Jugend betrogen — gerade von denen, die sie lieben.

Schuld? Die Schuld trägt zu einem erheblichen Teil der wirtschaftliche Druck, der die Eltern fortwährend in Reibung drängt. Es wäre gewiß über die Köpfe aller Betroffenen hinweggesprochen, wollte man nun schlechthin an das sittliche Verantwortungsbewußtsein der Eltern appellieren. Sollen wir uns denn aber ganz und gar auf-fressen lassen von der Not? Soll die Sorge um Brot und Dach einzig und allein abgeleitet werden können in den gefährlichen Kanal der Familienstreitigkeit? Machen wir die Wirtschaftsnot auch nur um Haaresbreite besser dadurch, daß wir uns gegenseitig das Leben verekeln? Im Gegenteil!

Also Masken tragen? Vor den Kindern so tun, als sei man ein Herz und eine Seele? Das wäre nicht nur blanker Unsinn, es wäre auch tatsächlich gar nicht durchzuführen, wenn die Unstimmigkeiten bereits eingerissen sind.

Wir sollten aber den Blick von unserem eigenen kleinen Einzelschicksal auf unsere Umwelt lenken, auf die Gesamtheit, die nicht allein etwa für uns da ist, sondern für sie da zu sein unsere gesellschaftliche Pflicht ist. Wir werden dann sehr bald merken, daß es ein Sonderschicksal in der großen Linie gar nicht gibt, daß es aber nötig ist, mitzudenken für die große Familie der Arbeiterschaft.

Nirgends gibt es Behaglichkeit, Sorglosigkeit, Unbekümmtheit. Vieles von dem, was die Arbeit-frau sich als junges Mädchen von ihrer Ehe ersehnt und er-träumt hat, hat sich nicht erfüllt. Aber daran ist nicht der Partner schuld. Das wird sie erkennen, wenn sie den Blick über ihre vier Wände hinaus schickt. Wer immer nur im kleinen Kreise herumdenkt, der muß ja klein-mütig, verbissen, verbittert werden; der muß zur Qual werden für seine Umgebung. Das aber ist eigene Schuld. Schuld, unter der die anderen im nächsten Kreise leiden müssen; denn solch ein armer Mensch spannt fort-während, ob er sich nicht wieder über dies oder den ärgern kann.

So werden unendlich viel Kräfte vergeudet. Der kapitalistischen Gesellschaft kann es nur recht sein, wenn sich die Proletarier in diesem widerlichen Kleinkram auf-fressen. Darum baut sie kahle, enge Wohnungen. Sie weiß, warum: ihr kann die heranwachsende Generation der Arbeiterschaft nach ihren Wünschen nicht be-schränkt, nicht seelisch genug verkorkst sein. Sie soll mit sich und ihrem bißchen Leben so viel zu schaffen und zu bangen haben, daß ihr der Blick auf die Gesamt-heit getrübt bleibt.

Den tatenhungrigen Jungproletarier weiß die kapitalistische Gesellschaft auch unterzubringen: die Stürme der SA oder der Jungstahlhelm fängt das seelisch ent-wurzelte Proletarierkind auf. Dort lernt es seine eigene Klasse verachten, dort wird Haß gezüchtet und die Be-reitschaft, eines Tages mit der Flinte loszugehen.

Eltern brauchen trotz aller Meinungsverschiedenheiten nicht gegeneinander zu leben. Untereinander, miteinander, füreinander, und zwar auch außerhalb des verengten Familienrahmens. Wir brauchen gesellschaftlich denkende, gesellschaftlich handelnde Menschen. Hildegard K.

Unter Kollegen. Der junge Maler zeigt sein neuestes Gemälde, einen Ochsenkopf, einem Kollegen. Der meinte nach einigem Nachdenken:

„Der Ochse ist dir famos geraten. Jetzt setze deinen Namen darunter, und das Bild ist fertig.“

Der Erdrutsch in Amerika

In den Vereinigten Staaten wird alle vier Jahre am „Dienstag, der dem ersten Montag im November“ folgt, der Präsident gewählt. Gleichzeitig mit ihm werden immer zwei Drittel des Senats und das ganze Abgeordnetenhaus der Union erkoren, außerdem die staatlichen Parlamente und Gouverneure, vielfach auch die Bürgermeister und Gemeinderäte, überdies eine Unmasse von staatlichen, kommunalen und Justizbeamten. Demnach kann man sich vorstellen, daß der Stimmzettel, den der amerikanische Bürger auszufüllen hat, die Größe einer Zeitung und eine Unzahl von Namen hat. Da der Bürger unmöglich die Geeignetheit so vieler Bewerber beurteilen kann, ist es den Parteiliquen gegeben, einen Teil ihrer Agenten auf die Listen und zum Siege zu bringen.

Die beiden alten Parteien, die republikanische wie die demokratische, sind gleichermaßen kapitalistisch bis auf die Knochen. Folglich sucht am Ende einer Wahlperiode der gute Bürger nach neuen, besseren Männern, nach Reformern, die das Unheil, das die alten angerichtet haben, wieder gutmachen können. Diesem Wunsche tragen die alten Parteien mitunter prompt Rechnung: sie setzen, um die Wähler bei der Stange zu halten, einen Mann ohne Namen oder mit gut klingendem Namen an die Spitze ihrer neuen Kandidatenliste. Hinter diesem werbenden Namen aber folgen die alten Politikanten oder andere, von denen ebenso sicher ist, daß an ihren Händen möglichst viel für die Finanzhyänen kleben bleibt.

Der Präsident wird nicht, wie allgemein angenommen wird, direkt durch das Volk gewählt, sondern durch Wahlmänner. Auf den Stimmzetteln in jedem der 48 Staaten stehen an der Spitze die Namen der „electors“ oder Wahlmänner, und zwar in jedem Staate soviel, als diesem Senatoren und Abgeordnete zum Bundesparlament zustehen. Die Zahl der Wahlmänner schwankt daher beträchtlich von Staat zu Staat. Neujork zum Beispiel hat 45, fünf Staaten nur je 3. Die Wahlmänner nun, die in ihrem Staate die Mehrheit der Stimmen erhalten haben, finden sich im Februar des nächsten Jahres zusammen, um den Präsidenten zu wählen. Der Kandidat, der die Mehrheit der Stimmen in dem Staate bekommt, gilt als von dem Staate erkoren. Die Stimmen, die auf einen anderen Kandidaten fallen, sind null. Das Ergebnis der Abstimmung wird nach Washington gesandt, dort werden vier Monate später die Staatenresultate gezählt und der Kandidat, der die Mehrheit von den 48 Staaten auf sich vereinigt, als Präsident proklamiert. Es kann also unter Umständen ein Kandidat mit 25 Stimmen gewählt sein.

In der Praxis ist die reichlich umständliche Wählerei viel einfacher. Da schon am Abend des Wahltags an der Zahl der gewählten Wahlmänner festgestellt werden kann, wieviel von diesen auf eine der Parteien entfallen, so weiß man gleich, wer vier Monate später als Präsident ausgerufen wird.

Vor vier Jahren wurde Herbert Hoover als Mann der „Prosperity“ mit 444 Wahlmännerstimmen gegen den demokratischen Kandidaten Al Smith, auf den 87 Stimmen entfielen, zum Präsidenten erkoren. Hätte Hoover der Hochfinanz nicht als unbedingt sicherer Agent gegolten, dieser linksche, verbissene, menschlich öde Mann wäre von den Republikanern kaum aufgestellt worden. Während seiner Amtszeit aber setzte das wirtschaftliche Erdbeben ein, das die Grundlage der kapitalistischen Wirtschaft hin und her rüttelt. Der Insasse des Weißen Hauses benahm sich diesem Erdbeben gegenüber wie ein Kind. In der Neujorker „Nation“ wurden jüngst die Sprüche Hoovers über die Wirtschaftskrise zusammengestellt, die ihn in Sachen des wirtschaftlichen Erkenntnisvermögens unter die Wirtschaftskrauter der Deutschen Bergwerks-Zeitung reihen. Ein Teil dieser Sprüche ist zum ehernen Bestand amerikanischer Bänkelsänger geworden.

Diesen Unglücksraben von einem Menschen hatten die Republikaner, die Partei des Großkapitals, auch diesmal wieder zu ihrem Bannerträger erkoren. Die Demokraten ihrerseits hatten den Gouverneur von Neujork, Franklin Roosevelt, aufgestellt. Politisch wie wirtschaftlich ist zwischen beiden kein nennenswerter Unterschied. Um die großen Fragen der Wirtschaft wie der Politik drückten sich beide, um allen zu gefallen, mit vieldeutigem Wortschwall herum. Das wurde und wird in diesem erleuchteten Lande nicht krumm genommen. Wichtiger war diesmal die Stellung der Kandidaten zum Alkoholverbot. Roosevelt gilt als „naß“, Hoover als „knochentrocken“. Infolgedessen warb für den ersteren auch das Braukapital wie die Freunde der persönlichen Freiheit und berühmte Boxer. Für Hoover die Hochfinanz, die Alkoholschmuggler mit ihrem zahllosen Anhang von Kaschemmenbrüdern, die alle an dem Milliardengeschäft des Schmuggels teilhaben. Die elf Millionen Arbeitslose wie die Millionen Farmer, die bei übervollen Scheunen verkommen, haben übergenug von Hoovers „Prosperity“; obwohl ohne große Hoffnung auf die Demokraten, meinten sie doch, daß ein Wechsel im Weißen Hause nichts schaden könne, um dort der Not der Volksmasse mehr Berücksichtigung zu verschaffen. Als Hoovers Aussichten zu sinken begannen, glaubte das Großunternehmertum etwas für ihn tun zu müssen. Henry Ford und andere Profitmacher großen Kalibers taten öffentlich kund und zu wissen, daß sie ihre Buden schließen würden, wenn Hoover nicht wiedergewählt werde. In dem drolligen Amerika hat es solchen Humbug oft gegeben. Diesmal aber mißlang er vollständig. Die furchtbare Not hat auch im Lande Gottes die Hirne etwas geöffnet. Die Absichten der großen Schieber werden von der Masse geziemend bewertet: sie zeigte ihnen unehrerbietig das Rückenende und ging mit dem demokratischen Stimmzettel zur Urne.

Das Wahlergebnis zeigt einen politischen Erdbeben größten Ausmaßes. Hoover, der vor vier Jahren mit erdrückender Mehrheit erkoren wurde, erhielt diesmal nur 59 Wahlmänner, die anderen 472 entfallen auf den demokratischen Kandidaten Roosevelt. Nicht ganz so ausgeprägt dürfte die Verschiebung im Abgeordnetenhaus in Washington sein. Einen dermaßen starken Stimmungswandel haben die Vereinigten Staaten noch nicht gesehen, ein Beweis dafür, daß man das aus-

gesprochen kapitalistische Regime in Amerika dick satt hat. Ob dies einen nennenswerten Wandel in der Politik der künftigen Regierung im Gefolge haben wird, läßt sich vor dem Amtsantritt des neuen Präsidenten mit seiner „offiziellen Familie“ kaum sagen. Immerhin dürfte es ratsam sein, die Erwartungen nicht hoch zu spannen, weil alle Erfahrung dem entgegensteht. Gewiß steht Amerika unter dem schweren Druck der Wirtschaftsnot. Hierdurch kann der neue Gebieter des Weißen Hauses gezwungen werden, sich wirtschaftlich etwas vernünftiger zu benehmen als sein Vorgänger. Ob dabei mehr für die Arbeiterschaft herauspringt, bleibt abzuwarten.

Nun wird man, und mit vollem Rechte, fragen: Wie steht's denn mit dem sozialistischen Wahlergebnis? Hierüber ist noch nichts Bestimmtes zu erfahren. Die Stimmzähler der kleinen Parteien kümmern in Amerika wenig. Erst nach und nach kommen sie in die Öffentlichkeit. Über London kommt die Meldung, daß der sozialistische Kandidat 1 1/2 Millionen Stimmen erhalten habe. Wenn das wahr ist, und kein Grund spricht dagegen, so wäre es ein beträchtlicher Erfolg für die sozialistische Partei. Denn bei der letzten Wahl (1928)



Unternehmer: „He Mitarbeiter, du stimmst für Hoover, oder ich mache hier noch ein Schloß dran!“

sammelte der sozialistische Kandidat Thomas, der auch jetzt wieder „lief“, von 36 Millionen Stimmen nur 267 420, der Kommunist Foster gar bloß 48 770. Bei einer derart geringen Stimmzahl kann es der sozialistischen Partei nicht gelingen, auch nur einen Wahlmann durchzubringen. Die nicht minder berechtigte Frage nun, wie diese schier unbegreifliche Schwäche der sozialistischen Partei in dem größten Industriestaat zu erklären ist, braucht viel mehr Platz zur Beantwortung, als hier zur Verfügung steht, so daß wir sie übergehen müssen.

Wie schon angedeutet, ist die Bedeutung dieses außergewöhnlichen politischen Erdrutsches für die sozialistische Sache, soweit zur Stunde zu sehen ist, äußerst gering. Seine Bedeutung liegt vielmehr darin, daß die Masse der amerikanischen Bürger eine Regierung wünscht, die nicht ausschließlich im Dienste des Großkapitals steht, sondern für die Nöte der arbeitenden Masse Verständnis aufbringt. Das ist gewiß nicht viel, immerhin schon ein Fortschritt im Dollarland, wo die kapitalistische Ver-seuchung bis weit hinunter ins Proletariat reicht und sich dem kapitalistischen Polypen gegenüber hilfloser zeigt als irgendwo anders. F. K.

Nationaler Sozialismus ist da In Trossingen ist er zu schauen

Der Punkt 14 des sogenannten Programms der Nationalsozialisten lautet: „Wir fordern Gewinnbeteiligung der Arbeiterschaft an den Großbetrieben.“ Über diese Forderungen verbreiten sich die Naziredner in den Arbeiter- und Erwerbslosenversammlungen stundenlang. Leider vergessen sie gerade dort, wo sie schon im Schwunge ist, sich damit dick zu machen. Die Nazis wissen warum. Darüber wollen wir auch hier einiges sagen.

Diese Sorte von Gewinnbeteiligung ist tatsächlich durchgeführt im Betrieb des nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten Fritz Kiehn in Trossingen (Schwarzwald). Zunächst ein paar Sätze über die Naturgeschichte dieser Gewinnbeteiligung.

Kurz vor den württembergischen Gemeinderatswahlen, wofür auch der genannte Herr Kiehn kandidierte, machte die Nazipresse auffällig bekannt, daß in den Räumen des EFKA-Werks in Trossingen folgendes angeschlagen worden sei:

„Trossingen, den 28. November 1931.

Von der Erkenntnis beseelt, daß wahre Volksgemeinschaft und zufriedene Menschen geschaffen werden müssen, daß Klassenkampf auf jeden Fall beseitigt werden muß, folge ich den Anregungen des Leiters der wirtschaftspolitischen Abteilung der NSDAP und eigenen, längst gehegten Trieben, und ich erkläre folgendes:

Ich beteilige hiermit meine sämtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen an dem Reingewinn meines Unternehmens dergestalt, daß an die verantwortungsvollen Posten stehenden Mitarbeiter 25 vH des Reingewinns gegeben werden, alle übrigen erhalten 40 vH, während mir 35 vH verbleiben sollen. Ich möchte erreichen, daß jeder Mitarbeiter gewissermaßen Teilhaber und interessiert ist am guten Fortbestand unserer Arbeitsstätte. Setzen wir an die Stelle von Klassengegensätzen Vertrauen und an Stelle von Interesslosigkeit Treue, dann braucht uns um die Zukunft nicht bange zu sein.

Heil Hitler! „EFKA“-Werk Fritz Kiehn

Die Arbeiterschaft des Schwarzwalds war einfach baff ob dieser Bekanntmachung. Sie kannte doch den Pappenheimer

Fritz Kiehn: Vor der Inflation hatte er nicht mehr, als irgendein Proletarier — nach der Inflation zeigte er sich als Besitzer der Zigarettenpapierfabrik, einer herrlichen Villa mit Schwimmbad, einem Mercedes- und einem Maybach-Automobil und einem Sommersitz am Bodensee. Ferner kannte die Arbeiterschaft den Kiehn als einen von jenen Fabrikanten, der weder Tariflohn noch Überstundenzuschlag zahlte, obwohl die Arbeiterinnen, meist junge Mädchen, zwischen 15 und 18 Stunden schanzten.

Man wird verstehen, daß die gewerkschaftlichen Arbeiter auch etwas von der Gewinnbeteiligung des dermaßen respektablen Naziführers vernehmen wollten. Sie mahnten in der Öffentlichkeit an die Einlösung des Versprechens, das der hochherzige Nazifabrikant offenbar nach den Wahlen wieder vergessen wollte. Endlich kam die „Hochherzigkeit“ zum Vorschein:

Alle Arbeiter und Arbeiterinnen, die nicht „an verantwortungsvollen Posten“ stehen, erhielten für das ganze Jahr 1931 einen Gewinnanteil von 22,50 M (in Worten zweiundzwanzig Mark und 50 Pfennige) ausgehändigt. Das war ein rentables Geschäft für — Herrn Kiehn. Denn er brachte es zum Stadtrat und zum Reichstagsabgeordneten bei einer Partei und verdiente außer den Diäten für diese Pöstchen die hübsche Summe von rund 10 000 M. Zu Beginn seiner Unternehmerlaufbahn hatte er sich gegenüber dem Beamten des Buchbinderverbandes verpflichtet, den Reichstarif für die papierverarbeitende Industrie (Api-Vertrag) einzuhalten und seine Arbeiter danach zu bezahlen. Diesem Tarif nach hätte einer Arbeiterin ein durchschnittlicher Stundenlohn von 44,5 Pf. gezahlt werden müssen, während Kiehn im Durchschnitt nur 35 Pf. bezahlte. Das macht im Jahr bei nur 40stündiger Arbeitszeit für die einzelne Arbeiterin einen Lohnverlust von 197,60 M, dafür gibt der „hochherzige“ Nazifabrikant 22,50 M an Gewinnanteil! Auf die ganze Belegschaft umgerechnet ergibt sich daraus eine jährliche Lohnersparnis von 10 000 M. Hierbei ist nur mit einer Wochenarbeitszeit von 40 Stunden gerechnet, während Kiehn im Jahre 1931 tatsächlich viele Überstunden auf die 48-Stunden-Woche arbeiten ließ, wobei er nicht nur die Lohndifferenz sparte, sondern auch noch die Zuschläge für die Überzeitarbeit. — So sieht also die Gewinnbeteiligung aus nach den Anregungen der „wirtschaftspolitischen Abteilung der NSDAP“ und Herrn Kiehns eigenen Trieben!

Diese Gewinnbeteiligung ist zu nationalsozialistisch, als daß sie seinem Gewinner von der gewerkschaftlichen Arbeiterschaft nicht vorgerechnet worden wäre. Worauf der Herr von seinem Betriebsausschuß, der natürlich „marxistenfrei“ ist, erklären ließ: „Tatsache ist, daß im EFKA-Werk der nationale Sozialismus zur Zufriedenheit aller Arbeitnehmer durchgeführt ist.“

Wem es nach „nationalem Sozialismus“ gelüftet, der ziehe nach Trossingen zu dem hochherzigen Fabrikanten Fritz Kiehn.

Vom russischen Paradies

Für unsre Kommunisten ist Sowjetrußland das reine Paradies. Westeuropäische und amerikanische Arbeiter, die eine Zeitlang in Rußland gearbeitet haben, bringen jedoch von diesem Lande Schilderungen, die sich bestimmt nicht auf Paradiese reimen. In der Fr. Ztg. (Nr. 755/757) sind die Aufzeichnungen eines deutschen Ingenieurs zu finden, denen wir folgendes entnehmen:

„Wir bauen Wohnungen für Magnetogorsk. Dort ist vor kurzem einer der größten Hochöfen der Welt angeblasen worden. Aber für Wohnungen ist nicht annähernd genügend gesorgt, weil die Mittel nur in die Werke gesteckt werden; einige Tausend Häuser stehen zwar schon, jedoch die Menschen wohnen größtenteils in Erdlöchern oder großen Gemeinschaftszelten, in denen jedesmal 70 bis 80 Arbeiter zusammengepfercht sind. Sie sind im Winter natürlich nicht genügend vor Kälte geschützt. Russische Ingenieure schreiben, daß dies für die Menschen zwar ungeheuer schwer sei, das sei aber hier die Front des Aufbaus, hier lägen die modernen wirtschaftlichen Schützengräben, wie man überhaupt viele Ausdrücke und Phrasen während des sozialistischen Aufbaus aus dem Krieg übernommen hat; hier müsse eben gehungert und eckbeht werden, damit die spätere Generation die Früchte ernte. Das ist vielleicht richtig, aber ist eine solche Behandlung Hunderttausender von Menschen noch menschenwürdig? Flecktyphus und Pocken sind die Folgen, Hungern und Erfrieren. Ausbeutung ist in jeder Hinsicht nicht richtig, nicht human, auch wenn der Ausbeuter der Staat ist.“

Der Berichterstatler hat recht, wenn er schreibt, daß für die Deutschen eine solche Bevormundung und Ausbeutung unmöglich wäre: „Der deutsche Arbeiter ist viel zu tätig und verantwortungsbewußt, als daß er sich sein Geschick derartig zudiktieren ließe. Der Russe lebt trotz der unbestreitbaren Tatsache eines beträchtlich gesteigerten Bildungsniveaus gegenüber der Vorkriegszeit noch immer oder sogar wieder in dumphem Gehorsam dahin. Ein Aufbäumen oder lebendige Opposition aus der Masse des Volkes gibt es nicht. Streik wird mit dem Tode bestraft. Wo ist die Freiheit, für die die besten revolutionären Kämpfer vor der Revolution kämpften?“

Warum die Köchin entlassen wurde

Der Trud (vom 5. September 1932) veröffentlicht folgenden Brief der Köchin des Krankenhauses in Kuba in Asherbeidshan (Transkaukasien), Marfa Soskowa:

„Seit 1915 arbeite ich in verschiedenen Krankenhäusern als Köchin. Im vorigen Jahr erhielt ich vom Gesundheitsamt in Kuba das Diplom als Ehrensturmarbeiterin. Und jetzt bin ich entlassen worden. Die Entlassung kam für mich überraschend. Als ich die Krankenhausleitung nach dem Grunde der Entlassung fragte, wurde mir gesagt, die Krankenhausleitung wisse von nichts, ich solle mich an das Gesundheitsamt wenden. Das Gesundheitsamt verwies mich an die Arbeiter- und Bauerninspektion. Die Arbeiter- und Bauerninspektion erklärte, sie habe meine Entlassung nicht verlangt und schickte mich zum Arbeitsinspektor. Der Arbeitsinspektor sagte, ich sei wegen meiner scharfen Zunge entlassen worden. Worin bestand nun die Schärfe meiner Zunge? Nur darin, daß ich auf einer Produktionskonferenz erzählte, wie infolge der Nachlässigkeit der Ärzte unseres Krankenhauses der Kranke Nikolantschuk, ein Zimmermann, in die Totenkammer gebracht wurde und wie dieser Nikolantschuk später selbst aus der Totenkammer heraustroch. Ferner habe ich auf der Produktionskonferenz scharfe Kritik an der Arbeit unserer Ärzte geübt und u. a. darauf hingewiesen, daß der Chirurg Chassiew die Kranken ausbeutete, Geschenke in natura annahm, sehr oft mehrere Kilogramm Reis und einmal sogar ein ganzes Schaf. Nach diesem meinem Auftreten begannen die Verfolgungen, die schließlich mit meiner Entlassung endeten.“

Die Steigerung der Kleinverkaufspreise

Nach den Ermittlungen des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine über die Preise von 23 Bedarfsgütern in 33 Städten hat sich die allerdings noch geringe Preissteigerung fortgesetzt. Bei den Konsumgenossenschaften kosteten bestimmte Mengen von 23 Bedarfsgütern 21,50 M. am 24. August 21,67 M und am 21. September 21,74 M. Die entsprechenden Preise im gesamten Kleinhandel gemäß der amtlichen Meßziffer lauteten: 22,54 M, 22,74 und 22,98 M. Die Konsumgenossenschaften waren mithin billiger als der private Handel.

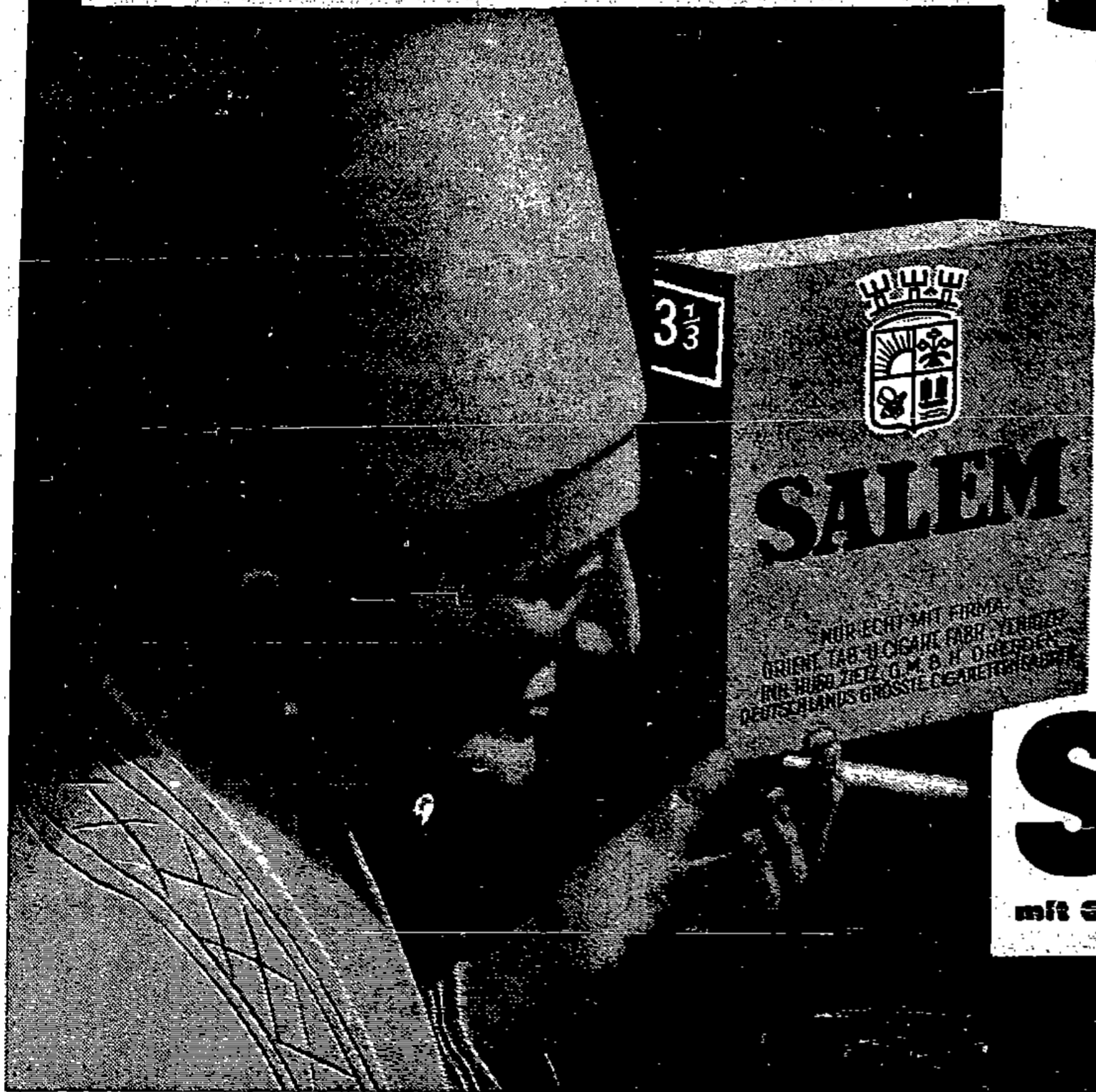
Nicht vergessen

hat der Raucher die Zigarette, die den geraden Weg unwandelbarer Qualität in diesen Zeiten der Konjunktur-Ausnutzung beibehalten hat.

Salem wurde die führende Zigarette Deutschlands, weil sie die auserwählte Marke aller ist, die Achtung vor tadelloser Arbeit haben.

Die milde
SALEM 3 1/2

mit Gold-Filmbildern in natürlicher Farbwiedergabe.



Der richtige Weg zur Erlangung

schöner weißer Zähne

unter gleichzeitiger Befestigung des häufig gelochten Zahnbefestigungsmittels. Drücken Sie einen Strang Chlorodont-Zahnpaste auf die trockene Zahnoberfläche (Spezialbürste mit gezahntem Borstensaum), drücken Sie nun energig in alle Richtungen die Zähne, Innen- und Außenseiten, auch zwischen den Zähnen. Lassen Sie sofort die Bürste in Wasser, zum gründlichen Waschen. Erst jetzt können Sie — am besten mit Chlorodont-Mundwasser — unter Gurgeln spülen. Der Erfolg dieser mechanischen Reinigung wird Sie überraschen! Alle Speisereste sind bei richtiger Zahnbürstung leicht zu entfernen und ein herrliches Gefühl der Frische und Gesundheit bleibt zurück. Versuchen Sie auch Chlorodont-Zahnpaste. Tube 50 Pf., große Tube 80 Pf. Nebenall erhältlich.

Billige böhmische Bettfedern

Nur reine gefüllende Sorten — Ein kg graue geschlossene Mk. 2.50, halbweiße Mk. 3.—, weiße Mk. 4.—, bessere Mk. 5.—, 6.—, damenweiße Mk. 7.—, 8.—, beste Sorte Mk. 10.—, 12.—, weiße ungeschliff. Rupffedern Mk. 6.50, 7.50, beste Sorte Mk. 9.50. Versand franco zollfrei, gegen Nachn. Muster frei. Umtausch und Rücknahme gestattet. Benedikt Sachtel, Lobos 34, bei Pilsen, Böhmen

Werkzeuge aller Art!

Werkzeugliste gratis. Westfälische Werkzeugfabrik. Hagen i. W. 102.

Betten

guten an zu spielen wie Ziehharmonika. Ton wie Bandolone, 21 Tasten, 4 Bass. RM 15.—. Husberg 2. Comp., Neuenrade Nr. 24.

Über 10000 Familien haben bei Salem einen kleinen Gewinn erzielt. **4.30** pro Packung der 100er Packung. **Deutscher-Amerikanischer-Schulung**. München, P. 22, Rosenstraße 11

Großer Preisabbau! Billige böhmische Bettfedern!

1 Pfund graue, gute, geschlossene Bettfedern 60 Pfg., bessere Qualität 80 Pfg., halbweiße, flaumige 1 M, 1 M 20; weiße, flaumige, geschlossene 1 M 50, 1 M 90, 2 M 50, feinste, geschlossene Halbflaum-Herrschaftsfedern 3 M, 4 M, 6 M, 8 M, 10 M, 12 M, weiß, alleinstückiger Flaumrupf 2 M 25, 3 M 25, 4 M 25, 6 M 25, 8 M 25, 10 M 25, 12 M 25. Versand jeder Menge 20 Pfund gegen Nachnahme. Von 10 Pfund an nach portofrei. Nichtpassend wird umgetauscht od. Geld zur. S. BENESCH in PRAG XII., AMERICA ULICE NR. 869, BÖHMEN.

Man fertigt sich alles selbst durch die schöne Landsgerei. Kat. gratis. **J. Brendel** Limburgerhof 81, Pfalz

Geschenke billig!

Weihnachts-Katalog gratis!

Sigurd-Gesellschaft

Kassel 439

Schriftenschau

Der unvollendete Kontinent. Von Colin Roß. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Mit 104 Abbildungen und einer Karte. Der bekannte Verfasser gibt auf 280 Seiten ein recht lebendiges Bild aus dem heutigen Australien, das er vor zwei Jahren mit Kind und Kegel

im Auto durchfahren hat. Dörfer, Städte, Siedlungen, prächtige Landschaften und eine kunterbunte Menschheit ziehen an den Augen des Lesers vorüber, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht minder. In einem halben Jahr-

hundert, so glaubt der Verfasser, werde für Australien die Entscheidungsstunde schlagen; es werde dann keine andere Möglichkeit haben zu wählen zwischen der „olivfarbenen“ und der „gelben“ Gefahr.

Kollegen!

Leset die neue Betriebsräte-Zeitschrift

Die beliebtesten Taschen-Kalender des DMV: Metallarbeiter-Kalender • Former-Kalender • Jugend-Kalender • Klempner- u. Kupferschmiede-Kalender • Jugend-Kalender. Für das Jahr 1933 sind erschienen. Preis 60 Pfg., Jugend-Kalender 75 Pfg. Im Buchhandel 1,50 u. 1,30 RM. Verlagsgesellschaft des DMV Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 148-150

JOSEF WITT, WEIDEN OPE.

der Welt größtes Spezial-Versandhaus der Art in Baumwollwebwaren mit eigenen, gewaltigen Webwaren-Fabriken

4000
30000
105000
80000

1 Million Zusendungen haben mehr als 350000 Kunden im letzten Jahr ermöglicht.

Josef Witt hat sich seit 1870 ausschließlich mit der Herstellung von Baumwollwebwaren beschäftigt. Die Fabrikation der Webwaren erfolgt in eigenen, gewaltigen Webwaren-Fabriken. Die Webwaren sind von hervorragender Qualität und werden zu sehr niedrigen Preisen angeboten.

Josef Witt hat sich seit 1870 ausschließlich mit der Herstellung von Baumwollwebwaren beschäftigt. Die Fabrikation der Webwaren erfolgt in eigenen, gewaltigen Webwaren-Fabriken. Die Webwaren sind von hervorragender Qualität und werden zu sehr niedrigen Preisen angeboten.

81. Berlinstoffe , feinstwebig, weiß, 70 cm breit = .12	86. Weiße Senden , 100%, mittelstark, weiß, 80 cm breit = .34	91. Wolltücher , tolle Mutter, bessere sehr strapazierbare Qualität, 25x25 cm per Stück = .20
82. Sammet , 75 cm breit = .14	87. Sendenflanell , def. reißfest, überaus haltbare Qualität, mit garantiert hochfestem Streckemuster 75 cm breit = .32	92. Wolltücher , tolle Mutter, bessere sehr strapazierbare Qualität, 25x25 cm per Stück = .20
83. Wollstoffe , 75 cm breit = .20	88. Sendenflanell , reine beste Sorte, 100%, feinstwebig, mittelstark, 80 cm breit = .38	93. Zettlerhandtücher , aus vorzüglichem Schafwolle, mit schönen, eingewebten Mustern, weiße angen. Größe, 45x100 cm per Stück = .55
84. Wollstoffe , 75 cm breit = .20	89. Sendenjersey , sehr gute, mittelstark, 80 cm breit = .35	94. Zettlerhandtücher , tollere, bessere Sorte, mit weißen, eingewebten Mustern, 45x100 cm per Stück = 1.—
85. Weiße Senden , 70 cm breit = .18	90. Sendenstoff , halbfeste, strapazierfähig, 80 cm breit = .20	95. Schleifdecken , tolle, warme, weiche, warme Qualität, Größe 130x190 cm per Stück = 2.75

Zwei dieser niedrigen Preise sind jedem Paket eine kleine, geeignete Geschenkidee beiliegend.

Josef Witt, Weiden 84 Opf.